

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 49

Artikel: Die Gräfin Grisapulli [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Gräfin Grisapulli.

Von Lisa Wenger.

(Fortsetzung.)

Er zitierte in einem fort: „Du bist wie eine Blume“, oder: „Ich ging im Wald so vor mich hin,“ oder: „Sah ein Knab ein Röslein stehn,“ und erst als der Nachtisch kam, legte sich der seelische Hochflug, er wurde abgelenkt und abtütig mit.

Der Blinde sah mit seinen erloschenen Augen unverwandt zu seiner Madonna hinüber, die mit glockenheller Stimme allerlei Lustiges erzählte, und zwar in einem für eine Italienerin recht guten Deutsch.

Auch der Pfarrer glänzte über das ganze Gesicht, denn er mochte schöne Leute sehr gerne und bewunderte sie, wie er die Berge seiner Heimat bewunderte und sich dafür begeisterte.

Von Zeit zu Zeit stieß er seine Schwester mit dem Ellenbogen leise an, um sie zu veranlassen, ein weniger strenges und mißvergnügtes Gesicht zu machen. Aber Tante Amelie merkte nichts oder wollte nichts merken, denn ihr war ein schönes Gesicht noch lange kein Verweis, im Gegenteil!

Beim schwarzen Kaffee erklärte der Graf, daß er das Pfarrhaus von Oberau von Bekannten habe loben hören, und daß er seine liebe Frau daher gerne der Obhut so vorzüglicher Menschen überlasse. Ein ganz klein wenig blinzelte die junge Gräfin, als er das sagte, und lächelte ein ganz klein wenig. Sie wußte wohl, daß der Eifersüchtige sie nicht wegen der Vortrefflichkeit des pfarrherrlichen Paares hieher gebracht, sondern weil er sich sagte, daß sie ihm in einem Pfarrhaus während seiner langen diplomatischen Reise ganz von selber anhangen würde.

Graf Grisapulli hat die Frau Pfarrer, sich doch seiner unwissenden, kleinen Frau etwas annehmen und sie in die Hausgeschäfte einführen zu wollen, was Frau Hanna mit Freuden und mit viel Verständnis für seinen Wunsch versprach.

Die junge Gräfin Grisapulli schlug dabei die Augen nieder.

Dann empfahl der Graf dem Blinden, hie und da mit Gräfin Stella zu singen. Sie sei musikalisch und wisse sich keine bessere Freude.

Der Blinde verbeugte sich, legte die Hand aufs Herz und sah im Geist das herrliche Bild einer heiligen Cäcilia.

Die junge Gräfin Grisapulli schlug die Augen wieder auf und lächelte dazu.

Nun wandte sich der Graf an Tante Amelie, in der er mit sicherem Instinkt seine beste Hilfe vermutete. Ihr legte er seine Frau ganz besonders ans Herz.

„Sie ist jung, mein Gott, was kann man von der Jugend erwarten?“ sagte Tante Amelie gnädig und versprach über die Frau Gräfin wachen zu wollen.

Die junge Gräfin Grisapulli schlug die Augen nieder, und es zuckte um ihre Mundwinkel.

Zu guter Letzt hat der fürsorgliche Ehemann den langen Gymnasiaften, die Gräfin auf Ausflügen und Spaziergängen mitzunehmen, und die junge Gräfin Grisapulli schlug zum dritten und für heute zum letzten Male die Augen auf und sah den Jungen an.

Dem wurde es ganz hinfällig bei dem Blick. Er fuhr ihm durch das Herz in den Rücken und bis in die Füße.

So, wohlversorgt und eingewickelt in die Sorglichkeit ihres Gatten, behütet und gepflegt von der ganzen pfarrherrlichen Familie, sollte Stella Grisapulli den Sommer verleben.

Das Programm, das der Graf entworfen, wickelte sich ausgezeichnet ab.

Der Herr Pfarrer las mit der Gräfin, der Blinde musizierte mit ihr, der Gymnasiaft machte Ausflüge mit ihr, und die Tante Amelie wachte über ihr mit den Augen einer tugendliebenden und Untugend hassenden Jungfer.

Ganz besonders nahm sich aber die Frau Pfarrer ihrer an, wollte sie Himbeeren einmachen lehren und Kirichen, Staub wischen und Handtücher flicken und noch viel mehr. Wenn nur die Gräfin nicht immer und immer wieder entwischt wäre, einmal unter dem Vorwand, man ziehe in der Schmiede nebenan einem Pferd einen Zahn aus, und das andre Mal wegen etwas andrem. Die Frau Pfarrer mußte sie ungezählte Male mit erhitzten Backen, einer weißen Küchenschürze und mehligten Haaren suchen, um ihr die so nötigen Kenntnisse beizubringen.

Die junge Gräfin befand sich wohl wie ein Fisch im Wasser. Sie schlug die Augen auf und nieder, wie es sich ihr schickte und die Umstände es erforderten.

Es traf sich merkwürdig, daß sie ersteres stets als nötig erachtete bei den männlichen Angehörigen des Pfarrhauses und letzteres bei den weiblichen. Eine Erklärung dafür gab sie nicht ab, es mochte in ihrer allgemeinen Weltanschauung liegen.

Äußerlich war alles ganz genau so, wie es am ersten Tag gewesen, da die Gräfin Grisapulli ins Haus gekommen.

Aber innerlich war manches anders geworden.

Wo die weiße Gestalt sich zeigte, wurde es hell. Und wenn sie sprach, so erglänzte Freude auf allen Gesichtern. Und sprang sie die Treppe hinauf oder herunter, so lächelte alles im Haus — die Tante Amelie selbstverständlich ausgenommen. Sie sah auf den Charakter und nicht nach leichten Tritten! Und daß die Gräfin keinen Charakter — was man so Charakter nannte — besaß, hatte sie längst herausgefunden.

Sogar in die stille Studierstube war etwas eingezogen — etwas — der Pfarrer wußte selbst nicht, was es war.

Aber es war früher nicht da, das wußte er bestimmt. Etwas Schönes, Erquickliches! Eine Freude! Ein Glanz!

Wenn die junge Gräfin des Morgens auf dem alten, schwarzen Ledersofa saß, weiß und frisch wie eine Schneeflocke, in einem deutschen Buch las, lachte, fragte, schwatzte und immer Zeit hatte, nie nur so auf dem Sprung da stand und auf den Augenblick wartete, wo sie entweichen konnte, und nie nach zerlassener Butter roch, ging dem Pfarrer das Herz auf.

Aber er erschrak über sich selber. Wie undankbar von ihm! Wie ungerecht! Für wen quälte sich denn seine Hanna, wenn nicht für ihn und die Kinder? Für wen stand sie in der Küche im Dampf? Die Fremde hatte es leicht, schön und fein zu sein! Die hatte für nichts und niemand zu sorgen!

Seine gute Hanna! Die fleißige, gute Frau! Er schüttelte ärgerlich über seine Gedanken den Kopf.

Aber darum war doch Sonnenschein in seiner niedern, mit Büchern vollgestopften Stube! Darum freute er sich doch jeden Morgen auf die Lesestunde, und darum schien es ihm doch, als hätten die Berge vor seinem Fenster noch nie so herrlich gestrahlt wie diesen Sommer, als seien die Matten noch nie so maiengrün gewesen, und als hätte der ferne See noch nie so silberblau geschillert!

Ja, ja, das Schöne!

Das Schöne! Dem Blinden war es verhängnisvoll geworden. Er sah es nicht, aber er fühlte es. Er wußte, es war da. Er empfand es mit allen seinen übrigen, geschärften Sinnen.

Seine Madonna! Seine Heilige! Seine Stella! Wie er sie liebte! Wie er Tag und Nacht an sie dachte! Und wie er ihrer begehrte!

Wenn er die Tasten leise berührte und sie neben ihm stand und sang und ihr Gewand rauschte und ihr Haar knisterte, das Haar von Seide — er hatte sie einmal gebeten, es berühren zu dürfen, und die Gräfin Grisapulli hatte es erlaubt und dazu gelächelt — und wenn er ihren Duft einatmete, und sie sich herabneigte und ihm mit dem spitzen, schmalen Zeigefinger die schmachtenden Lippen berührte, daß er sie da nicht an sich reißen durfte, nicht nehmen und forttragen und verbergen, und nie, nie wieder dem andern lassen!

Tag und Nacht quälte sich der Blinde. Er quälte sich und konnte es nicht ändern! —

Eines Tages, die junge Gräfin hatte mit dem Gymnasiasten einen Ausflug unternommen, erhielt Tante Amelie einen Brief von einer Freundin in Mailand.

Den Brief lesen, aufschreiben, ins Studierzimmer stürzen, wo Herr und Frau Pfarrer etwas zu besprechen hatten, war eins!

„Es ist ein Verbrechen!“ stieß sie heraus, „geradezu ein Verbrechen ist es! In unserm reinen Haus!“

„Was? Was ist geschehen? Amelie, red' doch!“

„Sie sind gar nicht getraut!“ schrie Tante Amelie, „sie ist gar nicht seine Frau! Sie ist seine Geliebte!“

„Wer?“ rief der Pfarrer und wurde dunkelrot.

„Wer?“ rief die Frau Pfarrer, halb entsetzt und halb neugierig, denn sie hatte noch nie eine lebende Geliebte in der Nähe gesehen.

„Die Gräfin Grisapulli! Er ist Malteserritter und kann gar nicht heiraten. Sie ist irgend etwas Obskures, und eine Deutsche, gar keine Italienerin! Da! Da! Ihr könnt's selbst lesen, da steht's schwarz auf weiß! Auf der Straße hat er sie aufgelesen! Eine Kofette ist sie! Luise hat's geschrieben!“ Die arme, empörte Tante Amelie fing an zu husten und wurde ganz blau im Gesicht. Ihr Bruder klopfte ihr den Rücken, und Frau Hanna brachte ihr ein Glas Wasser. Als die Tante sich erholt hatte, sagte der Pfarrer:

„Das ist alles nicht wahr! So siehst die Sünde nicht aus!“

„Emanuel!“ rief Tante Amelie drohend, „sieh zu deinen Worten!“ Geradezu imposant sah sie aus, als sie das sagte.

„Willst du das Laster beschönigen!“

„Und ich sage dir, so siehst keine aus, die — die — Ich hatte mehr Gelegenheit als du, in die Abgründe der Menschheit zu blicken. Glaub mir, du täuschst dich! Und morgen werde ich der Gräfin Grisapulli in deiner Gegenwart eine — eine — eingehende —“

„Papperlapapp!“ rief erbozt Tante Amelie, „keinen Tag länger sollen deine Kinder den Atem der Sünde verspüren, keinen Tag länger soll deine Gattin gezwungen sein, eine Unreine an ihrem Tisch zu dulden! Morgen packt sie ihre Koffer und geht, und damit basta! Und das werde ich ihr mitteilen!“ Sie zeigte mit dem spitzen Finger auf ihre Brust. „Ich! . . . Die Person, die! In unserm reinen Haus!“

(Schluß folgt.)

Im Röseligarte.



Es ist für uns ein Zeit ankommen

In diesen Tagen um Weihnachten und Neujahr fahre ich mit Vorliebe auf der Eisenbahn inmitten dem Gedränge von Paketen, Rollen, Puppen, pustenden Frauen und Männern.

Es sind nicht bloß die Päckchen in mancherlei Gestalt, die mich interessieren, wenn ich hinter jedem dieser Dinge die glänzenden Augen der Beschenkten entdecke. Es sind vielmehr die Leute selber, die Leute besonders, die am heiligen Abend noch oder morgens in aller Frühe zur Bahn sich begeben, um das Fest zu Hause, auf dem Lande zu feiern. Sie alle, die Hunderte und Tausende, die die Stadt das Jahr hindurch mit ihren Fangarmen gepackt, sie gefangen hält, Tag um Tag, Wochen, Monate lang, sie machen sich frei in diesen Tagen zu Weihnachten und kehren heim, von wannen sie gekommen. Vornehme und kleine Leute, sie lassen sich hinausfahren im unablässigen Rattern der eisernen Räder auf eisernen Schienen. Ein Dienstmädchen sitzt da still mit sich beschäftigt. Es nestelt an einem Päckchen herum, das ein Halstuch für seine Mutter birgt. Es muß es immer wieder ausframen; es mißt das Tüchlein in seiner ganzen Länge wohlgefällig mit den Augen; dann faltet es behutsam das Geschenk, streichelt mit groben Händen über die Wolle hin, zieht es wie auf eine plötzliche Eingebung wieder auseinander. Umlegen möchte es das Tüchlein, um noch vollends sich vorzustellen, wie es wärmend bald den Hals der Mutter einhüllen wird. Doch es hält inne. Im geheimen streicht es damit ein-, zweimal über die Wangen. Mit einem verlorenen Blick durch die Scheiben des dahin rollenden Wagens hat es das Kleinod wieder behutsam eingewickelt. Im hohen